Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 31. 1. 1937 | Nr. 5

Der Töpfer

von Will Vesper.

Aus: „Die Weltenuhr.“

Es gibt in unserem Lande eine kleine Stadt, in der wohnen lauter Töpfer — freilich auch Metzger und Bäcker und dergleichen. Aber die meisten Leute in der Stadt sind Töpfer und ihre Waren gehen durch das ganze Land und durch die ganze Welt. Es gibt nämlich dicht bei der Stadt viele gute Tonerde, und da es sonst eine unfruchtbare Gegend ist, so sind die Leute dort auf das Töpfemachen verfallen. Und es ist ja auch ein nützliches Geschäft. Früher fuhren die Töpfer mit kleinen Wagen, auf denen sie ihre Waren verstaut hatten, selbst im Lande umher und auf die Märkte und stellten da zur Schau, was sie an schönen und brauchbaren Töpfen hatten. Heute versenden sie ihre Waren mit der Bahn und treiben es mehr im großen.

Die Töpfe, die in der Stadt gemacht werden, sind übrigens nicht gerade etwas Besonderes, sondern gute brauchbare Hausware, Milchtöpfe und Einmachtöpfe, kleine Schüsseln für Früchte und bauchige Wasserkrüge und kleine und große Krüge für Blumen. Sie sind alle aus braunem Ton und mit Blumen oder ein paar Sternen und anderen kleinen Mustern aufs einfachste und natürlichste geschmückt. Aber obgleich die Töpfe eigentlich alle einer wie der andere aussehen, so ist dennoch ein großer Unterschied unter ihnen. Es sind welche darunter, die sind ein wenig plump und grob geraten. Die Milch tropft an den Schnäuzchen herunter, wenn man sie aus diesen plumpen Kännchen gießt, und wenn man Wasser aus diesen plumpen Krügen schüttet, so fließt es allzu breit und man schüttet daneben. Andere aber sind zierlich und so gerade und recht gemacht, daß es eine Freude ist, sie zu leiten. Die Milch läuft nicht an ihnen herab und das Wasser wird nicht aus ihnen verschüttet. Ja, schon sie anzuschauen ist eine Freude, so wohlgestaltet sind sie in aller Einfachheit. Aber man muß ein Auge dafür haben, namentlich wenn man solche Krüge einkaufen will, und die Hausfrau, die es nicht hat, kauft lauter plumpe und grobe Krüge und hat nachher den Ärger davon. Aber sie ist dann auch keine ganz gute Hausfrau.

In dieser Stadt also, aus der diese Töpfe kommen, lebten einmal zwei Töpfer. Der eine, wie er sich auch Mühe gab, machte lauter solche plumpen groben Töpfe, die nur die ungeschickten Hausfrauen kauften. Aus der Werkstatt des anderen aber kamen lauter solche schönen schlanken und wohlgeratenen Gefäße, daß alle Leute, die etwas davon verstanden, nur von diesem Töpfer ihre Töpfe kaufen wollten.

Eines Tages nun kam der ungeschickte Töpfer zu dem geschickten und sagte: „Ich komme gewiß nicht gerne zu dir. Aber ich weiß mir keinen anderen Rat, und ich muß dich etwas fragen.“

„Ja“, sagte der andere, „frage nur.“

„Wie kommt es“, sagte der erste, „daß ich, obgleich ich mir soviel Mühe gebe, nur ungeschickte Töpfe mache. Du aber, wie machst du es, daß du lauter solche wohlgelungenen machst? An deinen Milchkännchen läuft die Milch nicht herab. Aus deinen Wasserkrügen verschüttet man das Wasser nicht. Alle deine Töpfe haben ein so vollkommenes Aussehen, als könnten sie nur so und nicht anders sein. Ich male auf die meinen viel mehr Blumen als du und erfinde immer neue Muster. Aber ich muß dir freilich auch gestehen, daß ich die Blumen und Muster sehr nötig habe, um die Fehler meiner Töpfe zu bedecken. Du hast sie nicht nötig, und bei dir sitzen sie nur wie Blüten auf einem Strauch, jedes am rechten Platz, und alles ist vollkommen. Du siehst, ich bin gar nicht stolz und gestehe dir gern zu, daß du mehr kannst als ich. Aber nun sage mir auch, wie machst du das? Du hast denselben Ton wie ich, dieselbe Drehscheibe wie ich, auf der du die Töpfe formst. Gelernt habe ich so gut wie du, wie man Töpfe macht. Und doch ist zwischen uns dieser Unterschied! Ich will mich zur dir in die Schule geben. Ich will es dir gut bezahlen, wenn du mich deine Kunst lehrst.“

„Waren wir nicht zusammen, bei ein und demselben Meister in der Lehre?“ sagte der geschickte Töpfer. „Und hat er nicht dich wie mich in allen seinen Künsten unterwiesen?“

„Jawohl, das hat er“, sagte der andere. „Aber dennoch sind unsere Töpfe so verschieden. Das mußt du doch auch sehen.“

„Das sehe ich auch“, sagte der erste, „aber wenn ich ehrlich bin, so muß ich dir sagen, ich weiß nicht, woran es liegt. Ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich sitze da an meiner Drehscheibe und forme den Ton mit meinen Fingern und ich denke gar nichts Besonderes dabei und gar nichts anderes als dies: ich will einen möglichst guten Krug machen, oder was es nun ist. Und es werden dann eben solche Krüge und Töpfe, wie du da siehst. Du müßtest wahrhaftig meine Finger fragen, wie sie es machen. Die ruhen nicht eher, als bis die Töpfe so und nicht anders sind.“

„Das mußt du mir nicht erzählen“, sagte der andere. „Du willst dein Geheimnis nicht verraten.“

„Da ist wirklich kein Geheimnis, mein Freund, als das da in meinen Fingerspitzen. Ich habe auch gar nicht darüber nachgedacht. Ich meinte immer, es gehörte sich so, daß ein Töpfer solche Fingerspitzen hat.“

„Da wäre es dann gar nicht dein Verdienst, denn deine Fingerspitzen sind dir angeboren.“

„Ich sage auch gar nicht, daß es mein Verdienst ist. Ich bilde mir auch gar nichts darauf ein; denn es versteht sich von selbst, daß ich als ein Töpfer auch gute Töpfe mache, so gut jedenfalls wie ich kann.“

„Ja, und ich? Was ist es mit mir?“ sagte der Ungeschickte.

„Wenn deine Finger zum Töpfemachen nicht ‚taugen‘“, sagte der Geschickte, „so laß sie lieber davon. Vielleicht wollte Gott einen Schuster aus dir machen. — Das ist ein großes Unglück heutzutage, daß alle Menschen meinen, sie könnten werden, was sie wollen. Daher gibt es soviel schlechte Töpfer und schlechte Schuster und schlechte Gelehrte und schlechte Priester und schlechte Staatsmänner, weil die Menschen meinen, all das sei lernbar. Lernbar ist aber nur das Äußerliche, wie du es ja auch gelernt hast. Aber das, worauf es eigentlich ankommt, daß einer ein guter Töpfer oder ein guter Schuster wird, das ist nicht lernbar, das ist angeboren und eine Gnade. Darauf sollten wir mehr achten als wir tun, so stünde es besser, nicht nur um die Töpfer, sondern um alle Menschen und selbst um die Könige.“

„Das sind Worte“, sagte der Ungeschickte. „Du hast dennoch ein Geheimnis. Aber ich höre wohl, du willst es nicht verraten.“ Und damit ging er davon.

„Ich habe freilich noch ein Geheimnis“, sagte der andere zu sich selber, „aber wollte ich ihm das auch sagen, er verstünde es nicht: Ich habe den Glauben, daß ich ein guter Töpfer bin und nur gute Töpfe machen kann. Er aber hat den Glauben nicht, eben weil er kein guter Töpfer ist.. Aber seine Eitelkeit stachelt ihn, und so versucht er viele Künste und kommt nur immer weiter in die Irre. Je mehr er sich abmüht, um so häßlicher werden seine Töpfe werden, wahre Mißgeburten, voll Künstelei. Aber alles Echte ist einfach und braucht keine Künste.“ Damit gab er seiner Drehscheibe einen Stoß und formte mit seinen Fingern eine schöne Schale, vollkommen und zierlich, so wohlgestaltet, als hätte Gott selber sie gemacht in seinen Schöpfungstagen.

Friedrich Just: / Der Wandale.

XVII. Frideward.

Es ist Abend. Das Leichenbegängnis ist zu Ende. Die einzelnen Sippen sind still zu ihren Sitzen gezogen. Thrasamund hat sofort mit den Aufräumungsarbeiten begonnen.

Nun steht er mit Theudelindis im Abendschein auf dem Hofe vor den schwarzen Trümmern des Saales. Die Seherin hat den „Findling“ auf dem Arme. Sie reden über die Zukunft.

Den „Findling“ muß ein Plan bewegen. Er strampelt sich von Theudelindis Arm los und gleitet auf die Erde. Thrasamund sieht, wie er mit beiden Händen die Erde packt. Aber er ist so in Gedanken, daß er es nur mit den Augen sieht, ohne es weiter zu beachten.

Sie reden über den Wiederaufbau, Thrasamund und Theudelindis, und achten nicht auf das, was neben und über ihnen geschieht. Die Sonne hat ein goldenes Tor gebildet, und ihr Schein überstrahlt golden alles.

Mit einem Mal ruft lebhaft der kleine Knabe und hebt die sandgefüllten Fäuste gen Himmel.

Thrasamund und Theudelindis schrecken aus ihren Plänen auf und schauen nach oben.

Dort kreist ein großer schwarzer Adler, schier in Gold getaucht. Reglos schwebt er eine Weile. Dann läßt er sich auf die große Thingeiche nieder.

Theudelindis breitet beide Hände nach der Eiche aus. „Das ist das Zeichen Thors!“

„Ja“, sagt Thrasamund feierlich. „Als wir an die Weichsel kamen, in der Morgensonne, hat der Adler uns die Stätte zur Siedelung gewiesen. Jetzt mahnt er uns zum Festhalten. Siehst du den Knaben. Der hält die Erde in beiden Händen und läßt sie nicht los, wie Friedubalth, dein Vater und des Kindes Großvater. Das ist Fridubalths Vermächtnis. Ich habe auch diesen Boden angefaßt. Darum muß ich auf ihm bleiben bis zum letzten Atemzug und Blutstropfen. Dir, der Hüterin des heiligen Pfluges, schwöre ich 's, daß ich dem Boden Treue halten will. Und du, „Findling“, sollst den Stamm der Hasdinge zum herrlichen Wachsen und Blühen bringen. Ich will dein Schützer sein, bis du selbst Schwert und Pflug führen kannst.“

Damit zieht Thrasamund sein Schwert aus der Scheide und stößt es neben dem Knaben in die Erde. Dann legt er dem Kinde die Rechte aufs Haupt und sagt: „Du sollst kein „Findling“ mehr sein, du sollst Frideward heißen. Solange der schwarze Adler noch die Schwingen regt, soll dieser Boden den Wandalen Heimat bleiben. Und solange noch die Sonne die Erde bescheint, sollen Germanen an der Weichsel den Pflug durch diesen Boden führen!“

Was man nicht kaufen kann.

Und hätte ich alle Schätze der Welt,
ich könnte niemals und nirgens erwerben
den Frohsinn, der mir die Tage erhellt,
der mich behütet vor Gram und Verderben.

Und würd ich auf ewiger Wanderschaft
durch alle Länder der Erde laufen.
ich könnte kein Quentchen Willenskraft,
kein einziges Gramm an Weisheit kaufen.

Ich könnte auch nie, um keinen Preis,
von Neidern frei durchs Leben gehen,
ich könnte mir nie den kleinsten Kreis
von wahrhaft treuen Freunden erstehen.

Ich könnte der Liebe heiteren Blick,
das werbende, stürmende Verlangen,
das fülletrunkene Sehnsuchtsglück
um keinen Preis der Erde empfangen.

Ich suche des Glaubens lebendiges Licht,
das Sonnenleuchten innern Erlebens,
das Lächeln in einem Kindergesicht
für Gold und Silber wahrlich vergebens.

Und würde ich alle Schätze im Land
in brennenden Ängsten jäh verschwenden,
ich könnte des nahenden Todes Hand
durch Gold und Reichtum nicht von mir wenden.

(Puck in der „Kasseler Post“).

Kinder freuen sich auf die Krönung.

(Von unserem Korrespondenten.)

G. P. London, im Januar 1937.

Bei der im Mai dieses Jahres stattfindenden Krönung König Georg VI. von England werden eine Anzahl von Kindern eine größere Rolle spielen, als dieses bei den verschiedenen Königskrönungen der letzten Jahrhunderte je der Fall gewesen war. Nicht nur, daß die Krönung vor allem ein Volksfest und daher auch ein Kinderfest sein und daß Tausende und Abertausende von Schulkindern von allen Teilen Englands und des Britischen Reiches nach London kommen und den langen Weg, den die Krönungsprozession nehmen wird, einsäumen werden. Auch bei der Krönungszeremonie selbst werden eine große Anzahl von Kindern anwesend sein und manche von ihnen sogar eine wichtige Rolle spielen. Vor allem bezieht sich dieses auf die kleine elfjährige Prinzessin Elisabeth, die bekanntlich Erbin des Thrones ist und der daher bei der Krönungszeremonie ein prominenter Platz zukommt. Sie wird an der Spitze des Zuges der Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Blute schreiten. Sie wird, ebenso wie die Mitglieder der Königlichen Familie, eine besondere Krönungsrobe mit langer Schleppe tragen und von einem Stab eigener Hofdamen, Kämmerer und anderer Höflinge begleitet sein. In der Hand wird sie eine kleine Krone halten. und sie wird diese in dem Augenblick, da ihre Mutter, die Königin, gekrönt werden wird, sich aufs Haupt setzen. Dieses ist ein Huldigungssymbol und ein Zeichen, daß sämtliche übrige, bei der Krönung anwesenden Peeresses das Gleiche tun sollen. Aufgabe der Prinzessin Elisabeth als Erbin des Thrones, ist es endlich auch, unmittelbar nach erfolgter Krönung des Königs und der Königin, quasi als Sprecher sämtlicher anwesender Prinzen und Prinzessinnen, Peers und Peeresses, die vorgeschriebene Huldigungsformel auszusprechen.

Die Prinzessin Elisabeth und ihre jüngere Schwester, die Prinzessin Margaret Rose, sind nicht die einzigen Kinder, die bei der Krönungszeremonie in der Westminster Abtei anwesend sein werden. Prominente Plätze werden auch die beiden Söhne der Prinzeß Royal, der kleine Viscount Lascelles und sein jüngerer Bruder, und die übrigen Kinder der verschiedenen Mitglieder des Königlichen Hauses einnehmen. Noch interessanter vielleicht ist aber die Tatsache, daß an der Krönung König Georgs VI. auch nicht weniger als 19 Peers, die minderjährig, d. h. unter 21 Jahren sind, teilnehmen werden. Viele dieser minderjährigen Peers sind sogar wesentlich unter 21 Jahren. Einige von ihnen sind bloß 12, 11 und gar 10 Jahre alt und gehen noch in Eton und den anderen englischen Public Schools zur Schule. Sie sind aber regelrechte Inhaber ihrer Titel und Würden und daher zur Teilnahme an einer Königskrönung voll berechtigt. Man wird sich bei ihrer Zulassung an die bei der Krönung König Eduards VII. befolgte Regel halten. Damals wurden sämtliche Peers, die über 10 Jahre alt waren, eingeladen, an der Krönung teilzunehmen. Zurzeit gibt es in England 26 minderjährige Peers. Von denen sind sieben unter zehn Jahren. Die Zahl der minderjährigen Peers, die an der Krönung teilnehmen werden, wird demnach 19 betragen. Der jüngste der minderjährigen Peers ist der kleine Lord Montagu of Beaulieu. Er ist im Oktober vorigen Jahres 10 Jahre alt geworden und erbte den Titel, als er erst 3 Jahre alt war. Der Nächstälteste ist der junge Lord Congleton, der 11 Jahre alt ist. Hiernach folgen Lord Swansea und Lord Monk Bretton, die beide 12 Jahre alt sind. Alle vier tragen den Baronstitel. Der jüngste unter den Earls ist der Earl of Gainsborough, der im Oktober erst 14 Jahre alt wird. Im gleichen Alter stehen Lord Foley und Lord Herschell, dessen Vater ein Kämmerer König Eduards VII. ebenso wie König Georgs V. gewesen war. Auch die gegenwärtigen Träger von zwei im Weltkriege berühmten Namen, Lord Jellicoe und Lord Haig, sind beide — obgleich allerdings keine Kinder mehr — so doch mit 19 Jahren noch minderjährig. 19 Jahre alt sind auch der Earl of Craven und der Earl of Devon, der seinen 20. Geburtstag erst einige Wochen nach der Krönung feiern wird.

Die beiden Rangältesten unter den minderjährigen Peers sind der Marquis Townshend und der Marquis of Lansdowne, beide etwas über 20 Jahre alt. Sie folgen in der Rangordnung unmittelbar hinter Lord Winchester, der als Englands „Erster Marquis“ gilt. Alle minderjährigen Peers, nicht ausgeschlossen die 10-, 11- und 12jährigen, werden bei der Krönung genau die gleichen Roben tragen, wie ihre älteren Standesgenossen, das heißt ein Atlaskostüm. kurze Hosen, hohe seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, einen breiten, aus purpurnem Samt hergestellten und reich mit Hermelin besetzten Mantel, dazu auf dem Haupte eine Peerskrone. Die Peers werden an der Krönung in Gruppen, je nach Rang teilnehmen. Eine Gruppe wird bloß aus Baronen, die andere bloß aus Earls, die dritte bloß aus Marquis usw. bestehen.

Nachdem die eigentliche Krönungszeremonie beendet ist, werden sie alle am König vorbeidefilieren, um ihm ihre Huldigung zu erweisen. Sie werden nach den königlichen Prinzen dem König ihre Huldigung darbringen und dabei ihre Kronen von den Häuptern nehmen. Doch bloß ein Peer von jedem Rang tritt nahe an den Thron heran. Er erweist die Huldigung im Namen sämtlicher, zu seiner Rangordnung gehörenden Peers. Er kniet hierbei vor dem König nieder, berührt die Krone mit der Hand und küßt die linke Wange des Königs.

Jugendheime — so oder so?

Wie wichtig die Heimbeschaffungsaktion der Hitler-Jugend ist, zeigt eine Rundfahrt, die unser —y.-Mitarbeiter durch verschiedene Hitler-Jugend-Heime im Reich unternehmen konnte. Er sah dabei die neuen Heime, so wie sie heute schon vorbildlich eingerichtet sind, und er sah die alten Heime, die noch die Nöte der Kampfzeit widerspiegeln.

Wir stehen auf einem alten Fabrikhof. Seit Jahren und Jahrzehnten ist das Werk schon nicht im Gange. Die Fensterscheiben sind zertrümmert, und eine harte Winterkälte liegt atemberaubend auf den Höfen, über den Wänden und Mauern. Ein Abbruchunternehmen hat sich seit vielen Jahren hier niedergelassen. Eisenstangen rosten, alte Badewannen türmen sich, und zerschlagene Heizungskörper füllen Ecken und Nischen. Ganz hinten an einer schmutzigen, durchlöcherten Bretterwand leuchtet ein großes rotes Schild. „Hitler-Jugend-Heim". Eiskalte Luft streicht durch den winzigen winkligen Raum. Mühsam an die Wand gelehnt, hält sich ein modernder Stuhl auf drei Beinen. Gartenstühle, eine Korbbank, ein wechselnder Bootstisch — das sind die Einrichtungsgegenstände. Es ist rührend zu sehen, wie noch ein verwelkter Blumenstrauß seinen Kopf hängen läßt. Staub rieselt aus einer altmodischen Lampe, die einst vor fünfzig Jahren in der „guten Stube" eines vornehmen Bürgerhauses gehangen haben mag. Ein Parteigenosse stellte sie in der Kampfzeit zur Verfügung. Fetzen einer kaum noch wahrnehmbaren Tapete flattern in dem eisigen Luftzug von der Wand. An dem Kanonenofen fehlt das Rauchrohr. Zwei Scheite Holz liegen wie zum Hohn daneben.

In solchen alten verfallenen Löchern hauste bis vor kurzem die Hitler-Jugend in solchen provisorischen Unterkunftsstätten muß sie auch heute noch oft kampieren. Mehr als einmal trifft man in kleineren Städten und Dörfern solche dumpfen und ungesunden Heimstätten, die den Jungens und Mädels nicht mehr sein können, als ein Notbehelf. Nie wird ein Junge ein persönliches Verhältnis zu dieser Stätte haben, die ihm eigentlich in zweites Zuhause sein sollte.

*

Das Gegenteil dazu ein Heim in Berlin-Neukölln. Hier schuf sich die Jugend ihr Heim selbst so, wie sie es wünscht, wie sie es liebt und es ihr eine würdige Unterkunft ist. Angenehme Wärme umfängt den Besucher. Aus modernen Heizungskörpern strömt die wohlige durchwärmte Luft. Hitlerjungens haben die Heizungskörper selbst eingebaut. Haben die Anschlüsse an die Leitungen des übrigen Heizungsnetzes hergestellt. Helle, lichte und freundliche Fenstervorhänge haben den Eindruck der Geborgenheit. Die Lampenschirme stellte der BdM. In langwieriger und komplizierter Arbeit schnitten die Mädel Pappen zurecht, die sie zu Schirmen bogen und zusammennähten. Die Bilder an den Wänden sind kleine Kunstwerke, die geschickte Jungenhände malten, zeichneten, klebten oder aus Stoffresten knüpften und zusammenfügten. Die Schmiede aus der Gefolgschaft haben sich zu einer besonderen Arbeit gefunden. Sie lieferten die Tischzeichen. Alte germanische Runenzeichen gaben ihnen die Vorlage für ihre Arbeiten.

Nicht weit von dem Heimraum ist noch ein zweiter Raum, der den Besucher tief ergreift. In dämmrigem Licht strahlen an der Querwand die Fahnen mit dem Hakenkreuz und den Zeichen der Hitlerjugend. Bilder großer Gefallener schmücken die Wände. Das Symbol der Wehrmacht und der Partei heben den Ernst und die Würde des Raumes. Kerzen strahlen in unruhig flackerndem Licht und lassen gespenstische Schatten an den Wänden tanzen. Das große schwarz gebeizte Wagenrad an der Decke dient als Hauptkerzenträger. Es ist eine merkwürdig weihevolle Stimmung, die in dem Zimmer schwingt und den Sinn der Beschauer für Minuten zur Ruhe und Nachdenklichkeit zwingt.

*

Der Unterschied zwischen den zwei Heimen im verfallenen Fabrikhof und in einer modernen Wohngegend ist ein solcher wie Tag und Nacht. Hier pfeift der Wind durch verwahrloste, mühsam und lieblos ausgestattete Zimmer, die Tapete hängt von den Wänden und die Fensterscheiben sind zerschlagen. Dort hat sich die Jugend selbst geholfen. Sie hat ihr Können unter Beweis gestellt und gezeigt, wie sie ihre Heime zu gestalten vermag, wie sie sich ihre Heime wünscht, und was sie von ihnen verlangt. Die neue Heimbeschaffungsaktion wird der ganzen deutschen Jugend würdige Stätten schaffen, wo sie sich zu Arbeit und Entspannung, zu Unterricht und Spiel findet.



Deutsche Ewigkeit.

Weit ist das Land — doch gegürtet mit Grenzen.
Darüber das Träumen schirmt engelgroß:
Sage und Sehnsucht wie Nordlicht glänzen.
Sage und Sehnsucht sind grenzenlos!

Viele den Pflug durch den Acker reißen,
Viele fronen im Werkertrott
Aber doch dürsten sie all nach dem heißen
Kampfgespräch mit dem ewigen Gott.

Männer, Mütter und Greise schwören:
Feßle uns Glück oder hetze uns Leid,
Mag uns der Morgen die Seele beschweren,
Nie wirst du, Herr, deinen Gegner entbehren! —
Das ist die deutsche Ewigkeit.

Ernst Scheibelreiter.

Malplaquet und die Grenadiere zu Pferde.

Zu dem Aufsatz „Carlyles Tat", den wir in der letzten Folge von „Jugend im Volk" („Deutsche Rundschau" vom 24. Januar) veröffentlicht haben, erhielten wir die Zuschrift eines Lesers, die der Vermutung Ausdruck gab, dem Verfasser sei, als er die Verleihung der Bezeichnung „Regiment Grenadiere zu Pferde" an die Bromberger Derfflingerdragoner auf die Schlacht von Malplaquet und auf den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den späteren Soldatenkönig, zurückführte, ein Irrtum unterlaufen. Die Bezeichnung „Grenadiere zu Pferde" sei dem Regiment vielmehr erst im Jahre 1906 durch Kaiser Wilhelm II. verliehen worden, und von einer Verleihung der Grenadierblechhauben, wie einige Garderegimenter sie vor dem Kriege noch zur Paradeuniform getragen haben, sei dem Einsender überhaupt nichts bekannt.

Der Verfasser des erwähnten Aufsatzes schreibt uns hierzu:

„Meine Darstellung ist richtig, doch auch in den Einwänden des Einsenders steckt Wahrheit. Tatsächlich hat Friedrich Wilhelm I., der als Kronprinz auf der Seite des Kaisers die preußischen Truppen im spanischen Erbfolgekrieg befehligte, für besondere Bravourleistungen auf dem Schlachtfeld von Malplaquet 1709 dem Dragonerregiment Freiherr von Derfflinger, das damals übrigens schon und noch zwei Jahrhunderte hindurch seine hellblauen Waffenröcke mit den rosaroten Aufschlägen trug, als einzigem Reiterregiment der preußisch-deutschen Heeresgeschichte die Grenadierblechhauben und die Bezeichnung „Regiment Grenadiere zu Pferde" verliehen.

Nach einem Menschenalter allerdings wurden dem Regiment diese Ehrungen wieder genommen. Als in Friedrichs des Großen erster Schlacht, bei Mollwitz, die preußische Reiterei versagte, richtete sich der Zorn des jungen Königs ungerechterweise vor allem gegen die Derfflingerreiter, denen sich das Schlachtenglück besonders abhold gezeigt hatte, obwohl sie es immer wieder mit außerordentlicher Todesverachtung und ungeheuren Blutopfern auf ihre Seite zu zwingen versucht hatten. Das Regiment mußte die Grenadierhauben abgeben und seinen Ehrennamen wieder ablegen. Als 1806 bei Jena und Auerstädt und in den Festungen der Ruhm des preußischen Heeres vor den napoleonischen Scharen in den Staub sank, gehörten die Derfflingerdragoner zu den nicht sehr zahlreichen preußischen Regimentern, deren Ehre auch von den geringsten Flecken frei blieb. Kein einziger Mann des Regiments geriet bei einer der schmachvollen Kapitulationen in napoleonische Gefangenschaft. So blieb es von dem Schicksal verschont, das bei der Heeresorganisation König Friedrich Wilhelm III. mit rücksichtsloser Strenge über alle an einer Kapitulation beteiligten Regimenter verhängte: vom Schicksal der Auflösung und der Streichung aus der Liste der preußischen Armee, das damals so viele alte und ruhmbedeckte Regimenter ereilte.

Als das Derfflingerregiment dann im Jahre 1906 das Fest seines 200jährigen Bestehens in seiner alten Friedensgarnison Bromberg beging, hat der Kaiser und König, der selbst an der Jubiläumsfeier teilnahm, dem Regiment die Bezeichnung „Grenadierregiment zu Pferde Freiherr von Derfflinger (Neumärkisches) Nr. 3" zurückgegeben und es so in seine alten Ehren wieder eingesetzt. Anstelle der im preußischen Heere nicht mehr gebräuchlichen Grenadierhauben wurde ihm — ebenfalls als einzigem Reiterregiment des Heeres — die silberne flammende Granate, wie die Feldartillerie sie auch auf den Schulterstücken trug, auf dem Helmadler und der Kartusche verliehen."

Ein Leben ohne Hände.

Die Warschauer Zeitungen berichten, daß Maria Rszczewska-Pental ein gesundes Baby zur Welt gebracht hat. Dieses Ereignis würde kaum verdienen, daß man von ihm so viel Aufhebens machte, wenn nicht Maria zu den außergewöhnlichsten Menschen der Gegenwart gehörte, und wenn nicht ihre menschliche (und geschäftliche) Laufbahn eine Wunderleistung der Energie darstellte, wie man sie vielleicht noch nicht erlebt hat.

Die Rszczewska ist heute 31 Jahre alt. Sie ist unter der Erde zur Welt gekommen, in einer kleinen Waldhöhle bei Kielce, wohin sich ihre Mutter, eine Bauernmagd, vor ihrer schweren Stunde geflüchtet hatte. Der Vater war lange vor der Geburt gestorben; die Mutter — verkaufte Maria, als das Kind zwei Jahre alt war, denn Maria war ein Monstrum, zur Arbeit nicht zu gebrauchen; sie hatte keine Arme. Für ein paar Groschen trat die Mutter alle Elternrechte an einen fünftklassigen Wanderzirkus ab, der damals die polnischen Dörfer bereiste; Maria wurde vom „Direktor" als „Mondkind" vorgeführt.

Es gibt manche großen Wunder in Marias Karriere. Das größte besteht vielleicht darin, daß sie eine unerhört elende Kinderzeit überlebte. Ihre Ernährung bestand ein Jahrzehnt lang aus Brotrinden und Rüben; sie schlief auf der Erde im Pferdestall. Niemand kümmerte sich um das mißgestaltete Wesen. Niemand brachte Maria bei, wie sie die Füße an Stelle der fehlenden Hände benützen könne. Sie lernte es von selbst, wie alles in ihrem Leben; dennoch wäre sie wohl für immer in dem kleinen Unternehmen begraben geblieben, wenn sie sich nicht — und hierüber berichten die Blätter besonders ausführlich — einmal über ihren „Chef" zu sehr geärgert hätte. Während der Zirkusvorstellung in der Arena verspottete sie der Herr Direktor wegen ihres Körperfehlers vor den Zuschauern, worauf sie ihm mit dem rechten Fuß eine wohlgezielte Ohrfeige gab. Das Publikum raste vor Begeisterung; man hatte wohl gemerkt, daß die Einlage nicht zu dem Programm gehört hatte. Mitten in der Arena sprach der Direktor die Kündigung aus, und ein Zuschauer, der Getreidehändler Sikowski, beschloß, die Zirkusattraktion zu sich zu nehmen.

In der Folgezeit sahen die Herren, die mit dem Kriegsgewinnler Sikowski geschäftlich zu tun hatten, in seinem Bureau eine Schreibmaschinendame, die mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Maschine bediente und Stenogramme aufnahm, obwohl sie keine Arme hatte. Bei einem Wettschreiben bekam die Rszczewska den zweiten Preis; sie wechselte ihren Chef. Ihr neuer Prinzipal war ein Börsenmakler, der sich bald von den weiteren Fähigkeiten des armlosen Wesens überzeugen konnte. Maria, die über eine verblüffende Auffassungsgabe verfügte, arbeitete sich schnell in ihren neuen Tätigkeitskreis ein, wurde zur Vertrauten und Freundin des Geschäftsinhabers, leitete selbst Börsenmanipulationen ein und führte sie durch, machte sich, 1924, nach dem Tode des Chefs, selbständig, erwarb sich ein kleines Vermögen, verlor es wieder, begann von vorne und hatte schließlich in ihrer Hand die Majorität der Aktien einer Glasfabrik. Inzwischen hatte sie zwei Fremdsprachen, Deutsch und Französisch, erlernt. Maria Rszczewska ist die erste Frau ohne Arme, die im Besitze eines vollgültigen Führerscheins für Personenautomobile ist; sie lenkt ihren Wagen selbst mit den Füßen.

Zu den geschäftlichen Erfolgen kamen bald die gesellschaftlichen hinzu; die Tees, die sie in ihrer Villa veranstaltete, sahen fast alles, was in Warschau einen Namen in der intellektuellen Welt hat. Im Vorjahr ist ein Roman von ihr erschienen: „Leben ohne Hände", der das grauenvolle Schicksal der Mißgeburten schildert, die von gewissenlosen Managern für Schaustellungszwecke ausgebeutet werden. Ebenfalls im Vorjahr hat sie eine Liebesheirat mit dem Großgrundbesitzer Pental geschlossen. Übereinstimmend versichern alle Menschen, die mit ihr zu tun hatten, daß sie überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, daß Maria keine Arme hat; so scharmant ist sie. Ihre größte Freude aber ist, daß ihr neugeborenes Baby, ein Mädchen, normal gebaut ist.

Fischschoner ankern im Ozean.

Harte Seemannsarbeit auf den Neufundlandbänken.

Die folgende Schilderung entnehmen wir dem soeben im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienenen Buch von Sanley Rogers „Kleinsiedler des Weltmeeres". Dieses männliche Buch für die Freunde des Meeres, die die Einsamkeit lieben und die Gefahren der tobenden See beschreibt die abenteuerlichsten und seltsamsten Fahrten, die in den letzten Jahrhunderten auf dem breiten Rücken der Ozeane ausgeführt worden sind. Die besondere Sympathie des englischen Verfassers gehört den Männern, die den Kampf mit den Meeresriesen allein aufnahmen, nur auf die Geschicklichkeit und Kraft ihrer beiden Arme gestellt.

Etwa fünfzig Seemeilen südlich von Kap Race in Neufundland nimmt im Nordatlantik das ausgedehnte unterseeische Tafelland der Neufundlandbänke seinen Anfang; dreihundert Seemeilen weit erstreckt es sich in südöstlicher Richtung. Hier befinden sich die bedeutendsten Fischgründe der Erde. Der Meeresboden steigt von den gewaltigen Tiefen des Atlantik stellenweise bis zehn oder fünfzehn Fäden unter der Meeresoberfläche auf. Am Fuß dieses Unterwasserhochlands wird eine Meerestiefe von acht Kilometern gelotet, doch ist das Wasser über den Bänken verhältnismäßig flach, so daß die größeren Eisberge hier manchmal auf Grund geraten. Das Wasser auf den Großen Bänken ist ungewöhnlich kalt — eine Folge der häufigen Nebel, der aus dem Norden kommenden Eisberge und der kalten Meeresströmungen, die aus der Arktis hereinfließen. Diese verderbenbringende Verbindung von Nebel und Eis auf den Bänken verschuldete einst das größte Seeunglück in der Geschichte — den Untergang der „Titanic" von der White Star-Linie am 15. April 1912 mit dem Verlust von 1513 Menschenleben.

In diesen eiskalten Seen fängt man den Kabeljau und die Makrele, insbesondere den Kabeljau, in derartigen Mengen, daß während der Fischzeit sich dort mehrere tausend Fischerfahrzeuge gleichzeitig aufhalten. Außerhalb jeglicher Hoheitsgrenze, steht die reiche Kabeljauernte jedermann zur Verfügung, und so kommen denn Flotten nicht nur vom nordamerikanischen Festland, sondern auch von Island und den europäischen Häfen. Einstmals schickte die Stadt Saint-Malo in der Bretagne alljährlich mehrere hundert Fischerfahrzeuge aus, darunter solche mit Rahtakelung; in den letzten Jahren freilich ist die Wirtschaftskrise nicht ohne Einfluß geblieben, und Dutzende stattlicher Schiffe der Neufundlandflotte vermodern in den Docks französischer Häfen. Doch noch immer verläßt in jedem Frühling ein achtunggebietendes Geschwader von Schonerbarken, Briggschonern, Zwei- und Dreimastschonern den bretonischen Hafen und nimmt Kurs auf die Neufundlandbänke.

Ehe diese Schiffe in See gehen, findet eine lange, malerische kirchliche Feier statt; der Erzbischof von Rennes gibt der gesamten Flotte den Segen. Die Seeleute neigen in schweigenden Gruppen an Deck ihrer Schiffe das Haupt, während der Priester an den Reihen der vertäuten Schiffe in einer Barkasse entlang kreuzt und ihnen seine Segnungen und Gebete für reiche Ernte und sichere Heimkehr mit auf den Weg gibt. Doch trotz der Fürbitte kommen sie nie alle heim. Jedes Jahr heischen die Großen Bänke ihre Opfer, und es gibt neue Witwen unter den jungen Frauen von Saint-Malo. Der alljährliche Verlust an Menschenleben ist hauptsächlich auf den Untergang kleiner Fahrzeuge bei Unwetter zurückzuführen, sowie darauf, daß die Männer in den Booten ihre Schiffe in den häufigen Nebeln nicht wiederfinden.

Wenn der Schoner an den Fischgründen eintrifft, wird er beigedreht; Schoner- und Großsegel werden beschlagen, und man bringt den Anker aus. Obschon man sich Hunderte von Seemeilen draußen im Atlantik befindet, so machen die Untiefen über den Bänken doch ein Ankern möglich. Liegt der Schoner vor Anker, so werden die Segelbäume mittschiffs festgemacht, und man setzt ein Dreikantsturmtreibsegel. Die acht Boote werden niedergelassen und bemannt. Jedes führt vier Tubben Leine, an der in regelmäßigem Abstand kurze Schnüre mit Haken angebracht sind. Die Leinen mit den Angelschnüren werden mit dem Boot ausgefahren, bis die vier Tubben leer sind. Dann steckt man die Leinen zusammen und versieht sie an jedem Ende mit einer Boje. Die langen Grundangeln laufen damit strahlenförmig vom Schoner aus wie acht Speichen eines Rades. Die Leinen werden mit Kuttelfisch oder lebendem Kapelau beködert, einer Art verkleinerter Ausgabe des Dorsches. Ein Mann pullt, während der andere die Leine ausläßt. Der Anfang der Grundschnur wird verankert; eine Boje bezeichnet die Stelle. Jeder Boje entragt eine Stange mit der Erkennungsmarke eines bestimmten Bootes. Jeder Bootsbesatzung wird die von ihr gefangene Zahl Kabeljaus gutgeschrieben — darum die Notwendigkeit, die Boje kenntlich zu machen.

Wenn die Grundschnur eingehievt wird, löst man die Fische von den Angeln und schießt die Leine in den Tubben auf. Während die Boote draußen dem Fischfang obliegen, ereignen sich die nicht seltenen Nebelunglücke. Plötzlich ist der Nebel da, das Mutterschiff ruft die Boote in Eile zurück, und einige Boote stellen sich nicht ein. Sie mochten ihre Grundschnüre nicht im Stich lassen, sind ein bißchen zu lange draußen geblieben, und der Nebel hat Meer und Schoner mit einem Schleier verhängt, so daß die Obdachlosen von Glück reden können, wenn man sie findet.

Man geht auf den Bänken ganz planmäßig vor, wenn Boote vermißt werden. Ein selbsttätiges Nebelhorn tutet in kurzen Abständen, und man sucht die See gründlich in der Weise ab, daß man einen Zickzackkurs oder eine vom Ankerplatz auslaufende, sich ausweitende Schraubenlinie steuert. Doch wenn man auch die See über vierzig Seemeilen im Geviert planmäßig einteilen mag, der Schoner kann ganz gut keine Kabellänge vor dem Boot vorübersegeln und es doch nicht sehen. Der Nebel ist für die Männer im Boot ein viel schlimmerer Feind als ein Sturm; aber selbst die allergeschickteste Mannschaft ist den steilen Kabbelseen auf den Bänken bei schwerem Wetter nicht gewachsen, und das Kentern eines Bootes ist ein recht alltägliches Ereignis.